

# Lob dem Aufklärer

Dieser Schriftsteller ist sein eigenes Projekt, als großer Dichter und unbestechlicher Zeitdiagnostiker: Zum neunzigsten Geburtstag von Günter Kunert.

Es ist eine bemerkenswerte Zahlenreihe mit Günter Kunerts neunzigstem Geburtstag verbunden: das Ende der DDR vor dreißig Jahren, das er mit sechzig im schleswig-holsteinischen Kaisborstel bei Itzehoe miterlebte, wohin er, der gebürtige Berliner, schon zehn Jahren vorher ausgereist war. Drei Jahre später, 1992, erschienen sein „Sturz vom Sockel – Feststellungen und Widersprüche“ und mein Roman „Spiegelland – Ein deutscher Monolog“. Diese editorische Koinzidenz brachte uns endlich zusammen, in seinem Haus. Zur Vorgeschichte gehört, dass ich Kunert vor seiner Ausreise noch in Berlin treffen und kennenlernen wollte, aber aus bekannten Gründen zu spät kam.

Seine präzisen Gedichte im leisen Ton der Vergeblichkeit, die skurrilen Parabeln und Kurzgeschichten waren es, die mich faszinierten und auf mein Stimmungsbild trafen, in einer absurden, nichtigen, von Leere umgebenen Welt zu sein. Bis dahin hatte ich DDR-Literatur kaum zur Kenntnis genommen, hinlänglich verdorben durch agitatorisch platte Schullektüre. Nun aber Kunert, mit seiner Skepsis und kritischem Blick auf die Welt, hinter dem sich ein tiefer Humanismus verbirgt und ein Bekenntnis zum Individuum an sich, zum einzelnen, schutzlosen Subjekt.

„Sie haben sich“, heißt es in einer seiner kurzen Geschichten, „am 5. Nov. des laufenden Jahres morgens acht Uhr in der Herrentoilette des Zentralbahnhofs zwecks Ihrer Hinrichtung einzufinden.“ Das war Literatur in den Spuren von Kafka, und es war hier geschrieben, im gleichen öden Land, auf demselben kargen Boden einer normativen Kleingeistigkeit – ein Bruder im Geist, ein Mentor. Wie ermutigend und orientierungsgewendend für uns noch blutjunge Autoren jenseits der ideologischen Domestikation Schriftsteller wie Günter Kunert waren, lässt sich heute kaum mehr ermesen.

Man kann sich vielleicht auch gar nicht mehr vorstellen, was die Literatur einmal bedeutet hat, sobald sie ihre innere Freiheit berührte, wie strahlend die Worte wurden, wie aufgeladen mit Widerstand und Sinn. Diese Freiheit ausgeschlagen zu haben und eingetauscht gegen parteipolitischen Opportunismus, auch das hält Kunert vielen DDR-Kollegen in seinen Nachwende-Zeitmittschriften vor.

Nun also, beide im Westen, beide im Norden, kamen wir uns nahe. Sein Anruf bei mir war der erste, den ich im Westen von einem Autor bekam, der auch aus dem Osten dorthin gegangen war. Das ist mir unvergesslich bis heute, denn so dankbar war ich in diesem Moment, ein Fremder unter Fremden, allein. Und nun möchte ich erklären, warum ich meinen Geburtstagsartikel auf einen der vielseitigsten und bedeutendsten deutschen Autoren mit privater Erinnerung fülle: Weil dieses Werk, dessen Bücher zu zählen ich bei etwa achtzig aufgeheißelt habe, unmöglich in einen Blick zu bekommen ist, der etwas vom Ganzen, vom Projekt Kunert, verrät. Es ist eine schier unablässige Produktion, die ein Monument gegen das Nichts ist, das im Schweigen uns heim sucht, in der Nacht und im Tod.

Ich glaube fest, dass jeder Autor von Relevanz und Format über ein ihn treibendes Energiefeld verfügt, das die dunkle, verborgene Welt, ihr ewiges Rätsel, zur Sprache bewegt. Bei Kunert ist es die Permanenz der Reflexion, ob lyrisch, essayistisch oder auch episch. So wissen wir seit diesem Frühjahr, dass er auch Romane wiederfindet, die verschollen irgendwo in den Tiefen der Manuskriptberge liegen – soeben erschien „Die zweite Frau“, die in der DDR nicht publizierbar war (siehe die nebenstehende Rezension). Oder wir hören von einem „Big Book“, das täglich verfasste Notizen, Kommentare, An- und Einsichten enthält und sicher ein paar tausend Seiten schon füllt.

Das meine ich mit Permanenz der Reflexion. Man könnte von einer cartesianischen Disziplin sprechen, von einem Sich-selbst-Erzählen, um am Leben zu sein, von einem Cogito ergo sum, und dabei eröffnet sich, wie bei jedem großen Autor, die ganze Welt. Kunert, dessen Leitsterne Montaigne und Lessing heißen, ist, was ich einen romantischen Aufklärer nenne. Romantisch in dem Bewusstsein, dass die Ströme des Lebens immer auch unerkannt bleiben und durch keinen technischen Verstand reglementiert werden können; aufgeklärt in der strengen Matrix der Sprache, die ein symbolisches System gegen die Dunkelheit setzt und das Reale zum Wissen erhebt. Aufgeklärt aber auch in einem pragmatischen, politischen Sinn: unbestechlich auf die Verläufe der Zeiten



Günter Kunert daheim, aufgenommen in diesen Tagen.

Foto dpa

zu blicken und die Augen offen zu halten, wo sie andere, aus verständlichen Gründen, verschließen.

Immer wieder hat ihm das den Vorwurf eingebracht, ein schwarzer Reiter der Apokalypse zu sein, ein notorischer Kulturpessimist und in den Untergang verliert. O je – wer hat da nie die Ironie gelesen, das Flunkern zwischen den Zeilen, den Humor und zarten, lautlosen Witz; und wer weiß es nicht, dass Wahrheit in der Hyperbel sichtbar wird. Übrigens waren sich die Systeme in diesem einen Punkt doch sehr ähnlich, ob analoge DDR oder Digitalgesellschaft heute: in der Abwehr der Melancholie. Das leere Pathos eines Begriffs von Fortschritt, der nur die Technik meint und nicht den Zugewinn an Freiheit und Humanität, bildet eine Konstante von Kunerts reflexiver Kritik über Mauerstürze und Gesellschaftsinfarkte hinaus: „Schön?

Ich kann/ keine schönen Gedichte schreiben. / Tote / unschön vertrieben aus ihrem Leben / legen ein Gewicht / auf meine Hand. Die Worte / werden zittrig statt trefflich. / Eine Bildsäule aus Sprache / sollte es sein und wird / grauer Schotter / niederprassend in einem andauernden / Sturz.“

Kunerts Werk, von den Gedichtbänden „Wegschilder und Mauerinschriften“ aus dem Jahr 1950 bis zu „Aus meinem Schatzenreich“ von 2018 und dem nun wiederentdeckten Roman, umspannt sieben Jahrzehnte Geschichte mit allen ihren Verwerfungen und Paradoxien; und es steht in einer großen Tradition: der des aufklärten oder um Aufklärung bemühten Geistes. Das, und nicht weniger, sollten wir feiern.

KURT DRAWERT  
Der Verfasser, geboren 1956, ist Schriftsteller. Zuletzt erschien sein Großgedicht „Der Körper meiner Zeit“ (C. H. Beck).

# Preis dem Romancier

Vor mehr als vierzig Jahren verfasste Günter Kunert, damals noch in der DDR lebend, das Manuskript zu „Die zweite Frau“. Jetzt wird es endlich veröffentlicht.

Ich wurde früh zu einem Sympathisanten, Anhänger, Mitläufer, Interessenten, Freund und Süchtigen der Archäologie gemacht“, verrät Günter Kunert in seinen 2018 unter dem Titel „Ohne Umkehr“ veröffentlichten Aufzeichnungen aus den letzten Jahren. „Dadurch, dass ich als Kind die Zerstörung meiner Umwelt und das Verschwinden meiner Verwandten erleben musste, suchte ich in allen Relikten und Rudimenten meiner Vergangenheit.“

Der Autor als Archäologe gräbt selbstverständlich von Zeit zu Zeit auch seinen Keller um, und so entdeckte Kunert vor ein paar Jahren ein Romanmanuskript wieder, das er 1974/75 geschrieben hatte und dessen Protagonist ein Archäologe ist. Das Skript verschwand damals sofort in der Schublade, weil sein Autor in der DDR nicht die geringste Chance auf Veröffentlichung sah. Man muss nur die Eingangsszene lesen, einen Alptraum, in dem der Protagonist Barthold in London Walter Ulbricht begegnet, um diese Einschätzung zu teilen. Der erste Staatsratsvorsitzende war zwar damals schon geschasst und durch Erich Honecker abgelöst, aber als literarische Schreckens- oder Witzfigur nicht zugelassen.

Barthold, verheiratet mit Margarete Helene (in deren Namen sich Faustus Gretchen mit der schönen Helena vermählt), sucht ein Geschenk für deren vierzigsten Geburtstag. In der DDR ist das schon damals, anderthalb Jahrzehnte vor ihrem wirtschaftlichen Ruin, weniger eine Frage des Geldes als des nicht vorhandenen Angebots. Barthold aber muss auf jeden Fall etwas Besonderes finden, um seine Frau milde zu stimmen, hat diese doch einen Büstenhalter gefunden, der zweifelsfrei nicht ihr gehört: das Ganze beim Abreiben eines alten Schuppens, auch einer Form der Archäologie. Diese Form bringt später auch noch vergrabene Knochen ans Licht und eine alte Postkarte von einer gewissen Elfi, und aus beiden reimt sich Margarete Helene die Vorstellung zusammen, ihr Mann könne weit vor ihrer Zeit einen Mord begangen haben.

Dieser, wegen vegetativer Dystonie krankgeschrieben, tröstet sich über den Zustand seines Landes wie der Welt mit der Lektüre von Montaigne. Als ihm die rettende Möglichkeit eröffnet wird, an Westgeld zu kommen und in der magischen Welt des Intershops einkaufen zu können, unterhält er sich mit dem dort hinter ihm wartenden Mann und zitiert fleißig aus den „Essais“.

Nicht der Einkauf im Intershop, nicht das Westgeld ist es, das die Staatssicherheit auf den Plan ruft, sondern Bartholds offensichtlicher Kontakt zu einem Ausländer, einem gewissen „Mohnteine“. Barthold will erst laut lachen, aber „Besseres“ führt bestenfalls zu nichts, schlimmstenfalls zu negativen Auswirkungen. Der Andere führte aus, der Ausländer, wohl Franzose, wie?, habe keine positive Einstellung erkennen lassen, wie aus Bartholds Reden zu entnehmen sei, doch ginge es in der Hauptsache darum, dass er, Barthold, doch ganz genau wisse, dass jede Bekanntschaft mit Ausländern für ihn meldepflichtig sei. Barthold will dem Abgesandten der Stasi – „Sie können mich Müller nennen“ – seinen Band Montaigne zeigen, der immer auf seinem Nachttisch liegt, aber seine Frau hat ihn am Tag zuvor weggeschmissen, eifersüchtig nicht nur auf die ominöse Elfi, sondern seit langem auch schon auf das Lieblingsbuch, ja den unverzichtbaren Lebensbegleiter ihres Mannes. Barthold kann sich nicht entlasten, und die Dinge neh-

men ihren Lauf. Wie, das soll nicht verraten werden.

Kunerts Roman, sowohl aus der Perspektive Bartholds als auch aus der seiner Frau erzählt, ist eine derbe Komödie mit toderstem Hintergrund. Er verrät eine bei diesem Autor überraschende Lust am Erzählen und hat, im Gegensatz zu den Verhältnissen, die er schildert, keinen Grünspan angesetzt. Der Lust am Erzählen gesellt sich die an der Reflexion bei, vertreten hier durch Montaigne und vermittelt durch Barthold. Dass eben diese Lust an der Reflexion dem Handeln zum Verhängnis wird, liegt an der Gegenseite. Bekanntlich war die Stasi so gut wie allwissend und doch zugleich stockdoof: eine überaus gefährliche Mischung.

Spannend ist nun die Frage, welchen Stellenwert die Arbeit an diesem Roman im Werk eines Autors hatte, der sich bewusst war, dass er diese Geschichte in der DDR niemals würde veröffentlichen können. Geschrieben Mitte der siebziger Jahre und ein gutes Jahr vor der Ausbürgerung Wolf Biermanns, gegen die Ku-



Günter Kunert: „Die zweite Frau“. Roman.

Wallstein Verlag, Göttingen 2019. 204 S., geb., 20,- €.

nert dann als einer der ersten protestiert hat, hatte das Manuskript wohl vor allem die Funktion einer Selbstverständigung und Standortbestimmung. Kunert, der reisen durfte und schon damals mehr von der Welt gesehen hatte als die meisten seiner Mitbürger, hatte aus diesem Grund sicher einen schärferen Blick für die grotesken Verhältnisse im eigenen Land, das er dann konsequenterweise auch wenige Jahre danach verlassen hat. Wer als vierzehn-, fünfzehnjähriger sogenannter Halbjude im Nazireich überlebt und die Bombennächte von Berlin miterlebt hatte und danach den Umschlag der frühen sozialistischen Hoffnungen in deren vom Mangel gesteuerte Perversion, der war spätestens in der DDR der Mittsebziger gegen alle Versuche gefeit, Weltgeschichte als Heilsgeschehen misszuverstehen, in welcher Form auch immer. Die Groteske, die Kunert damals für die Schublade schrieb – und später dann für den Keller, aus dem sie nun unverhofft auftaucht ist –, lässt sich durchaus als der erzählerische Befreiungsschlag lesen, der seinen Autor ein für alle Male von eventuell noch schwebenden Illusionen erlöste.

Seitdem, so können wir dem weiteren Werk des Lyrikers und Essayisten Günter Kunert, der heute neunzig Jahre alt wird, entnehmen, „ist mein Interesse am Fiktionalen erloschen. Die Realität hat alle Fantasie übertroffen und aus dem Feld geschlagen.“ So heißt es in „Ohne Umkehr“, den Aufzeichnungen aus den letzten Jahren. Dennoch hält Kunert an der Schrift fest, möglichst Tag für Tag, „um sich schreibend bei Bewusstsein zu halten, um der allgemeinen Lethargie zu entgehen... Es gilt, das eigene Bewusstsein nicht in die billige Akzeptanz des Bestehenden absinken zu lassen.“ Mit Altersmilde hat das herzlich wenig zu tun. Man darf ihm deshalb wünschen, dass dieser Kampf gegen Bewusstseinsstrübung und für skeptische Klarheit, für die Montaigne gewiss der angemessene Ahne und Schirmherr ist, noch lange anhält. Uns als seinen Lesern käme das jedenfalls zugute.

JOCHEN SCHIMMANG

# Es lebe die Fragwürdigkeit

Georg Imdahl deutet den Künstler Santiago Sierra

Santiago Sierra erhitzt die Gemüter: Mal veranlasste er Männer dazu, vor der Kamera zu masturbieren, mal bezahlte er afrikanische Einwanderer dafür, dass sie nahe Cádiz 3000 Gräber aushoben, mal durften Museumsbesuchern sich über Stunden in eine Black Box sperren lassen. Auf den ersten Blick wirken Sierras Arbeiten plakativ, banal, manchmal geschmacklos. Georg Imdahl, Professor an der Kunstakademie Münster und Autor dieser Zeitung, hat dem Skandalkünstler einen kenntnisreichen Essay gewidmet.

Der Titel „Ausbeute“ spielt zum einen auf Sierras zentrales Thema an, die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, zum anderen darauf, dass er sich systematisch bei Kollegen der sechziger und siebziger

Jahre bedient und deren Werke kopiert, kritisiert, kommentiert.

Kaum ein anderer Künstler identifiziere sich „in formaler Hinsicht so sehr mit jener Inkubationsphase der zeitgenössischen Kunst“ seit 1960, um sie dann allerdings „vor andere soziopolitische und ökonomische Vorzeichen zu stellen“, meint Imdahl. An unzähligen Beispielen weist er nach, wie sich Sierra an Minimal Art, Land Art, Arte Povera oder früher Performance-Kunst orientiert. So ließ er etwa – in Anlehnung an ein Happening der Argentinierin Graciela Carnevale, die 1968 Vernissage-Gäste eingesperrt und sich selbst überlassen hatte – im Jahr 2000 mehrere ahnungslose Kunstinteressierte in Guatemala City in einem Bus mit zugeklebten Fenstern in ein Elendsviertel fahren. Sie sollten mit Angst, Armut, Gewalt und Freiheitsberaubung konfrontiert werden.

Als eine Frau fragte, ob Sierra als Künstler das Recht habe, sie das Gefühl nachempfinden zu lassen, das ihr Mann hatte, als er während der Diktatur entführt worden sei, war seine zynische Antwort: „I don't have the right to make you feel that you live in Disney World.“

Überzeugend erläutert Imdahl, worin die Qualität vieler Sierra-Arbeiten liegt. Ein gängiger Vorwurf an den Künstler lautet: Er, der die kapitalistische Ausbeutung kritisieren wolle, beute ja selber aus, weil er Menschen Hungerlöhne zahle, um sinnlose Tätigkeiten zu verrichten oder über sich ergehen zu lassen. Etwa, indem er Tagelöhner in einer Galerie ohne Sinn und Zweck tagelang eine Gipswand stützen ließ oder Arbeitslosen je dreißig Dollar zahlte, damit sie sich eine schwarze Linie – Stichwort Minimal-Art – auf den Rücken tätowieren ließen. Die bittere Pointe: Fotos der Tattoo-Performance wurden auf dem Kunstmarkt für 15 000 Euro angeboten.

Sierras Anspruch als Künstler ist nicht, die Welt zu verbessern. Er wiederholt vielmehr bewusst die verkorkste Realität, um im Kunst-Kontext auf sie aufmerksam zu machen. Dabei verstrickt er meist sich selbst und die Rezipienten seiner Werke in eine Teilhabe an Ungerechtigkeit. Wer die Ausbeutung im Museum ausstellt, ihr zuseht oder 15 000 Euro für ein Foto davon bezahlt, gerät vermutlich in moralische Konflikte. Erst mit der Kontroverse aber trete eine Sierra-Arbeit in ihre Exis-

tenz ein, so Imdahl, ja die „Unauflöslichkeit der Widersprüche“, in die der Künstler „sein Werk verwickelt, und die daraus entstehende Fragwürdigkeit“ seien „das stärkste Argument für eben dieses Werk“.

Imdahls Essay ist, auch wenn man seine Meinung nicht in jeder Hinsicht teilen mag, eine luzide Studie, die dem Leser Sierras Arbeit und die zeitgenössische Kunst an sich ein Stück näherbringt. Am Schluss rollt der Autor auch die Sache mit den Autoabgasen in einer ehemaligen Synagoge noch einmal ausführlich auf, jene heftig diskutierte Arbeit von 2006, die unter anderem als „geschmackloses Kunstspektakel“ bezeichnet wurde. Imdahl jedoch hält sie für „einen der eindringlichsten Beiträge zur Vergegenwärtigung des Holocausts“.

Georg Imdahl: „Ausbeute“. Santiago Sierra und die Historizität der zeitgenössischen Kunst.



Philo Fine Arts, Hamburg 2019. 252 S., geb., 19,- €.

# Da will ich wieder hin!

Von der Bretagne bis zu den Dolomiten: Acht Reise-Ziele, an die man gerne zurückkehrt. Im neuen Reise-Spezial

Reise-Spezial  
Ab 7. März in der ZEIT



DIE ZEIT  
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR